

JULIA NAVARRO
Alles, was die Zeit vergisst

Buch

Madrid in den 30er-Jahren. Über Nacht verlässt die junge Amelia Garayoa ihren Mann und ihren kleinen Sohn. Mit ihrem Liebhaber, einem französischen Kommunisten, flieht sie nach Lateinamerika und kehrt nie nach Madrid zurück. Das zumindest erzählte man sich jahrzehntelang in der Familie.

Als der Journalist Guillermo Albi, Amelias Urenkel, von einer Cousine seiner Urgroßmutter den Auftrag erhält herauszufinden, was wirklich mit Amelia geschah, stößt er auf eine faszinierende Lebensgeschichte. In der turbulenten Zeit vor dem Spanischen Bürgerkrieg verliebte Amelia sich in einen Revolutionär und folgte ihm in eine Zukunft voller Träume, Ideale und Gefahren. Sie überlebte den Terror Stalins, war Spionin im Deutschland des Zweiten Weltkriegs – und arbeitete dabei gegen den Mann, den sie liebte ...

Autorin

Julia Navarro, geboren 1953 in Madrid, ist eine der erfolgreichsten Autorinnen Spaniens. Sie veröffentlichte zunächst mehrere erfolgreiche Sachbücher, bevor sie mit Thrillern wie *Die stumme Bruderschaft* und *Das Blut der Unschuldigen* an die Spitze der spanischen Bestsellerlisten sprang. Auch in Deutschland waren ihre Romane wochenlang auf der *Spiegel*-Liste vertreten. Mit *Alles, was die Zeit vergisst* eroberte die Autorin ein neues Genre und wurde dafür in ihrer Heimat wie international gefeiert. Julia Navarros Romane werden in zehn Sprachen übersetzt.

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet und
www.twitter.com/BlanvaletVerlag.

Julia Navarro

Alles, was die Zeit vergisst

Roman

Aus dem Spanischen
von K. Schatzhauser

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
»Dime quién soy« bei Plaza y Janés, Barcelona.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Taschenbuchausgabe März 2016 bei Blanvalet, einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © der Originalausgabe 2010 by Julia Navarro und
Random House Mondadori, Barcelona

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011 by Limes Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

Umschlagmotiv: Corbis/Condé Nast Archive/Karen Radkai; Getty Images/
Photographer's Choice/Laurence Dutton; www.buerosued.de

ES · Herstellung: wag

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-7341-0256-1

www.blanvalet-verlag.de

*Meiner Mutter gewidmet,
ohne die ich nicht so weit gekommen wäre.*

*Meinen Großeltern Teresa und Jerónimo
für ihre Liebe, ihre Großzügigkeit
und die vielen Dinge, die ich von ihnen gelernt habe.*

*Außerdem meiner lieben Freundin Susana Olmo
für das häufige gemeinsame Lachen*



Guillermo



»Du bist ein Versager.«

»Ich bin ein charakterfester Mensch.«

Meine Tante hob den Blick von dem Blatt, das sie in Händen hielt. Sie hatte es gelesen, als wäre ihr alles neu, was darauf stand. Das war aber keineswegs der Fall, denn es handelte sich um den Lebenslauf, der meinen kurzen und verheerenden Berufsweg zusammenfasste.

Nach einem neugierigen Blick auf mich las sie weiter. Allerdings wusste ich, dass es nicht mehr viel zu lesen gab. Das Wort »Versager« hatte sie nicht etwa verwendet, um mich zu kränken, sondern so, als wollte sie etwas Offenkundiges bekräftigen.

Das Arbeitszimmer meiner Tante bedrückte mich. Ihre hochmütige und kühle Haltung, mit der sie ausdrücken zu wollen schien, der Erfolg, den sie im Leben gehabt hatte, gebe ihr das Recht, alle übrigen Familienmitglieder von oben herab zu behandeln, ging mir gegen den Strich. Sie hatte sich im Laufe der Zeit zur Matriarchin der Familie aufgeschwungen und kommandierte sogar Onkel Gaspar und Onkel Fabián herum, ihre beiden Brüder. Kurz gesagt war sie mir nicht sonderlich sympathisch, und da ich nie ihr Lieblingsneffe gewesen war, hatte es mich überrascht, als mir meine Mutter mitteilte, ihre Schwester wünsche mich dringend zu sehen.

Tante Marta wurde in allen wichtigen Angelegenheiten um Rat gefragt, und niemand traf eine Entscheidung ohne ihr ausdrückliches Einverständnis. Genau genommen war ich der Einzige in der Familie, der ihr aus dem Wege ging und sich, anders als meine Vettern und Cousinen, nie darum kümmerte, ob sie mein Verhalten billigte oder nicht.

Aber jetzt saß sie da, voll Stolz darauf, dass sie das auf den Handel mit Maschinen und deren Wartung spezialisierte Familienunternehmen nicht nur vor dem Untergang bewahrt, sondern das Vermögen der Familie sogar verdreifacht hatte. Das war ihr dadurch erleichtert worden, dass sie »gut geheiratet« hatte.

Ihr Mann, der gute Onkel Miguel, dem meine ganz besondere Zunei-

gung galt, hatte zwei große Mietshäuser im Zentrum von Madrid geerbt, die ihm allmonatlich ansehnliche Einnahmen bescherten. Abgesehen davon, dass er sich einmal im Monat mit deren Verwalter zusammensetzte, hatte er nie im Leben gearbeitet. Seine Hauptbeschäftigung bestand darin, seltene Bücher zu sammeln und Golf zu spielen, und er nutzte jeden noch so fadenscheinigen Vorwand, sich Tante Martas wachsamen Blicken zu entziehen. Da ihm bewusst war, dass es ihr weder an Klugheit noch an Durchsetzungsvermögen fehlte, um bei allem, was sie tat, ihr Ziel zu erreichen, hatte er ihr inzwischen bereitwillig auch die monatlichen Besprechungen mit dem Hausverwalter überlassen.

»Als Erklärung für dein Versagen verschanzt du dich also hinter der Behauptung, ein charakterfester Mensch zu sein. Willst du damit sagen, dass du alle, die etwas erreichen, für charakterlose Verräter hältst?«

Ich wollte das schon bestätigen, doch da ich damit bestimmt großes Missfallen erregt hätte, entschied ich mich für eine diplomatische Antwort.

»Weißt du, in meinem Beruf führt ein anständiger Charakter gewöhnlich geradewegs in die Arbeitslosigkeit. Du kannst dir nicht vorstellen, wie es hier bei uns im Journalismus zugeht. Entweder stehst du politisch rechts oder links und bist damit nichts als ein Werkzeug für die Weisungen der einen oder der anderen Seite. Wer aber versucht, die Dinge schlicht und einfach so zu berichten, wie sie sind, und seine ehrliche Meinung darüber zu äußern, landet im Abseits und in der Arbeitslosigkeit.«

»Ich hatte dich schon immer für links gehalten«, sagte meine Tante in unüberhörbar gehässigem Tonfall. »Und jetzt, wo die Linke am Ruder ist ...«

»Schon. Aber die Regierung wünscht, dass die ihrer politischen Richtung zuneigenden Journalisten den Mund halten und die Augen vor deren Fehlern verschließen. Wer Kritik übt, gilt als Abweichler. Man hört auf, ihn als einen der Ihren zu betrachten, und da man natürlich auch nicht zur Gegenseite gehört, landet man im Niemandsland und ist damit arbeitslos, so wie ich augenblicklich.«

»In deinem Lebenslauf steht, dass du zurzeit für ein Online-Magazin arbeitest. Wie alt bist du eigentlich?«

Diese Frage ärgerte mich, denn sie wusste genau, dass ich schon über

dreißig war, der älteste ihrer Neffen und Nichten. Das war ihre Art, mir zu zeigen, wie wenig sie sich für mich interessierte. Ich übergab die Frage nach meinem Alter und sagte: »Ich verfasse Literaturkritiken für ein Online-Magazin. Etwas anderes habe ich nicht gefunden, und was ich verdiene, reicht gerade, dass ich meine Mutter nicht um Geld für Zigaretten bitten muss.«

Tante Marta musterte mich von Kopf bis Fuß, als sähe sie mich zum ersten Mal. Sie schien zu zögern, bevor sie sich entschied, mir ihren Vorschlag zu unterbreiten.

»Ich habe die Absicht, dir eine Arbeit anzubieten, die noch dazu gut bezahlt wird. Ich verlasse mich darauf, dass du imstande bist zu leisten, was wir von dir erwarten.«

»Ohne zu wissen, worum es sich bei deinem Angebot handelt, sage ich nein. Mir sind die Presseabteilungen von Unternehmen ein Gräuelp. Genau genommen bin ich nur gekommen, weil mich meine Mutter darum gebeten hat.«

»Es ist nicht meine Absicht, dir eine Anstellung in der Firma anzubieten«, gab sie in einem Ton zurück, als wäre der Gedanke, mich im Familienunternehmen zu beschäftigen, ganz und gar abwegig.

»Nun, in dem Fall ...«

»Du sollst etwas für die Familie tun, etwas Privates, das mehr in die persönliche Sphäre geht.«

Nach wie vor sah sie mich mit einem Blick an, als wäre sie nicht ganz sicher, ob es richtig war, mir diesen Vorschlag zu unterbreiten.

»Es geht um Nachforschungen im Zusammenhang mit unserer Familiengeschichte. Es hat mit meiner Großmutter zu tun, also deiner Urgroßmutter.«

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Über diese Urgroßmutter zu sprechen galt in der Familie seit jeher als tabu. Weder meine Vettern und Cousinen noch ich hatten je etwas über die geheimnisvolle Person erfahren, nach der man sich nicht erkundigen durfte und von der, soweit wir wussten, kein einziges Foto existierte.

»Die Urgroßmutter? Was soll ich über die rauskriegen?«

»Du weißt ja, dass sich die meisten Familienfotos bei mir befinden. Ich möchte meinen Geschwistern zu Weihnachten ein Geschenk ma-

chen und habe daher angefangen, alte Bilder herauszusuchen, um sie kopieren zu lassen. Außerdem habe ich in den Papieren und sonstigen Unterlagen meines Vaters nachgeforscht, weil ich mich erinnerte, dort noch das eine oder andere Foto gesehen zu haben, und tatsächlich habe ich welche gefunden. Dabei bin ich in einem verschlossenen Umschlag auf dieses Bild hier gestoßen ...«

Sie drehte sich zum Schreibtisch um, nahm ein Foto aus einem Umschlag und gab es mir, wobei ihre Hand zitterte – so, als fürchtete sie, das kostbare Stück sei bei jemandem wie mir nicht sicher.

Die Ränder des Fotos waren ausgefranst, und obwohl es im Laufe der Zeit stark vergilbt war, ließ sich eine lächelnde junge Frau mit einem Blumenstrauß darauf erkennen.

»Wer ist das?«

»Das weiß ich nicht, vermute aber, dass es sich um unsere Großmutter, also deine Urgroßmutter, handeln könnte ... Ich habe es auch deiner Mutter und den anderen Geschwistern gezeigt, und wir finden alle, dass unser Vater dieser Frau ähnlich gesehen hat. Daraufhin haben wir beschlossen, dass es an der Zeit ist nachzuforschen, was es mit dieser Großmutter auf sich hatte.«

Die junge Frau auf dem Foto sah sehr anziehend aus – vielleicht kam mir das aber auch nur so vor, weil ich mir vorstellte, wie es wäre, wenn sie tatsächlich meine Urgroßmutter gewesen war.

Ich fragte Tante Marta: »Einfach so, von jetzt auf gleich? Früher habt ihr uns nie etwas über sie sagen wollen. Jetzt findest du auf einmal ein Bild, von dem du annimmst, das könnte sie sein, und beschließt, dass man feststellen muss, was mit ihr passiert ist.«

»Deine Mutter hat dir bestimmt etwas über sie erzählt ...«

»Meine Mutter hat mir genau dasselbe erzählt, was du deinen Kindern erzählt hast ... nämlich so gut wie nichts.«

»Wir wissen eben nicht besonders viel über sie. Unser Vater hat nie über sie gesprochen. Nicht einmal nach all den Jahren ist er über den Schmerz hinweggekommen, den sie ihm schon als Kind zugefügt hat.«

»Soweit ich weiß, hat er sie gar nicht gekannt. Hat sie ihn nicht kurz nach seiner Geburt im Stich gelassen?«

Tante Marta schien zu zögern, als überlegte sie, ob sie mich gleich

wegschicken oder mir alles sagen sollte, was sie wusste. Offenbar begann sie zu zweifeln, ob ich der Richtige für die Aufgabe war, die es zu lösen galt.

»Soweit wir wissen«, sagte sie, »hat sich unser Großvater, also dein Urgroßvater, mit der Einfuhr und dem Verkauf von Maschinen beschäftigt, die er vor allem aus Deutschland bezogen hat. Er ist viel gereist und hat nie gesagt, wann er eine Reise antreten, und schon gar nicht, wann er zurückkehren würde. Wie du dir denken kannst, war seine Frau damit überhaupt nicht einverstanden.«

»So was kann ihr doch unmöglich verborgen geblieben sein. Wenn er seinen Koffer gepackt hat, hat sie ihn bestimmt gefragt, wohin er wollte. Das ist doch ganz normal.«

»Bei ihm war das aber nicht so. Er hat immer gesagt, er hätte seinen Koffer in der Brieftasche, das heißt, das Geld, das er bei sich hatte, genügte ihm zur Befriedigung aller Bedürfnisse. Daher brauchte er nichts vorzubereiten. Er hat einfach unterwegs gekauft, was er brauchte. Ich weiß nicht, warum er sich so verhalten hat. Auf jeden Fall denke ich mir, dass das in seiner Ehe eine ständige Quelle von Reibereien war. Er war ausgesprochen unternehmerisch begabt und hat das Geschäft ausgeweitet, so dass seine Firma Maschinen für die Industrie nicht nur verkauft, sondern sich auch um deren Wartung und Instandhaltung gekümmert hat. Zu jener Zeit brauchte Spanien so etwas. Eines Tages ist er wieder zu einer seiner Geschäftsreisen aufgebrochen, und unsere Großmutter hat getan, was Frauen ihrer Gesellschaftsschicht in jener Zeit zu tun pflegten – sie hat Freundinnen und Bekannte besucht. Du weißt ja, dass solche Besuche in früheren Zeiten eine harmlose und vor allem billige Form des Zeitvertreibs waren. Man hat an einem Abend Bekannte oder Verwandte besucht, die dann den Besuch ein paar Tage später erwidert haben. Auf diese Weise wurden die Salons der großbürgerlichen Wohnungen zu Stätten der Begegnung. Bei einer solchen Gelegenheit hat sie einen Mann kennengelernt, von dem wir nicht das Geringste wissen, weder seinen Namen noch, was er von Beruf war. Einmal haben wir gerüchteweise gehört, er sei bei der argentinischen Marine gewesen. Jedenfalls hat sie sich allem Anschein nach in ihn verliebt und ist mit ihm durchgebrannt.«

»Aber da hatte sie doch schon ein Kind, Großvater war doch schon geboren.«

»Ja, und er war noch ein Säugling. Er wurde von einer Amme betreut. Sie hieß Águeda, und dein Großvater hat sie lange für seine Mutter gehalten. Erst als Erwachsener hat er die Wahrheit erfahren. Dein Urgroßvater hat viele Jahre mit ihr in wilder Ehe gelebt und hatte mit ihr ein Kind, Tante Paloma, die Halbschwester deines Großvaters. Diesen Zweig der Familie kennst du ja.«

»Offen gestanden nein. Ihr habt nie so recht gewollt, dass wir einander kennenlernen, und ich habe die Leute nur bei der einen oder anderen Beerdigung von ferne gesehen«, gab ich in herausforderndem Ton zurück, um sie zu reizen. Aber meine Tante Marta gehört zu den Menschen, die auf derlei nur dann reagieren, wenn ihnen das in den Kram passt, und so sah sie mich lediglich verärgert an und beschloss weiterzusprechen, als hätte sie meine Antwort nicht gehört. »Dein Großvater hat beschlossen, seinen zweiten Nachnamen, also den Mädchennamen seiner Mutter, abzulegen, und sich stattdessen Fernández genannt. Wer seinen Namen ändert, muss einen nehmen, der häufig vorkommt.«

»Ich habe nie erfahren, wie er vorher geheißen hatte«, gab ich zur Antwort, der Unterhaltung allmählich überdrüssig.

»Das weiß keiner von uns.« Es klang aufrichtig.

»Und woher kommt mit einem Mal das Interesse an eurer Großmutter?«

»Das Foto hier hat das ausgelöst. Ich habe Kopien davon machen lassen und gebe dir eine, weil sie dir bei deinen Nachforschungen möglicherweise von Nutzen sein kann. Wir nehmen an, dass es sich bei der darauf Abgebildeten um unsere Großmutter handelt. Es ist aber auch nicht weiter schlimm, wenn sie es nicht sein sollte ... Auf jeden Fall ist es Zeit, dass wir es erfahren.«

»Was erfahren?« Der Versuch, sie zu ärgern, machte mir Freude.

»Wer wir sind.«

»Mir ist egal, was aus dieser Urgroßmutter geworden ist. Es lässt mich kalt. Ich weiß, wer ich bin, und daran wird sich nicht das Geringste ändern, ganz gleich, was die Frau da vor so vielen Jahren gemacht hat.«

»Und mich lässt kalt, dass es dich kaltlässt. Ich übertrage dir diese Aufgabe, weil man nicht wissen kann, worauf wir stoßen werden. Sollte sich herausstellen, dass es da schmutzige Wäsche gibt, ist es mir lieber, wenn das in der Familie bleibt. Das ist der Grund, warum ich keine Detektei mit der Nachforschung beauftrage. Nimm also zur Kenntnis, dass ich dich nicht um einen Gefallen bitte, sondern dir eine gut bezahlte Arbeit anbiete. Als Journalist verstehst du dich ja wohl auf Recherche. Du bekommst dafür dreitausend Euro im Monat, außerdem übernehme ich alle anfallenden Kosten.«

Ich schwieg. Tante Marta hatte mir ein Angebot gemacht, von dem sie genau wusste, dass ich es nicht ausschlagen konnte. Ich hatte noch nie dreitausend Euro im Monat verdient, nicht einmal in der Zeit, als ich Fernsehreporter war. Und jetzt, zu einer Zeit, da ich mich beruflich in einer jämmerlichen Lage befand und als Literaturkritiker eines Online-Magazins nicht einmal fünfhundert Euro im Monat zusammenbekam, tauchte die Tante mit einem solchen Angebot auf. Am liebsten hätte ich abgelehnt und ihr gesagt, sie solle sich ihr Geld sonst wo hinstecken, aber ich dachte an meine Mutter und daran, dass sie mir Monat für Monat Geld leihen musste, damit ich die Zinsen für die Hypothek auf die Wohnung bezahlen konnte, die ich mir gekauft hatte. Nun, ich tröstete mich, indem ich mir sagte, dass es nicht unehrenhaft sei, die Vergangenheit meiner Urgroßmutter zu erforschen, und man mich dafür bezahlen würde. Es wäre schlimmer gewesen, eine Arbeit anzunehmen, für die ich das Loblied der Politiker hätte singen müssen, die gerade an der Macht waren.

»Ich nehme doch an, dass du das in zwei oder drei Monaten schaffst, nicht wahr?«, fragte Tante Marta.

»Keine Sorge. Ich glaube nicht, dass ich so lange brauche, um etwas über die gute Frau herauszubekommen. Sicher bin ich mit der Recherche zu meinem eigenen Schaden schon nach ein paar Tagen fertig.«

»Ich möchte aber noch etwas«, sagte meine Tante in drohendem Ton.

»Was?«, fragte ich voll Argwohn. Es war, als sei ich mit einem Mal aus einem Traum erwacht: Niemand zahlt dreitausend Euro im Monat, um zu erfahren, was aus seiner lieben Großmutter geworden ist.

»Du musst das, was du in Erfahrung bringst, in zusammenhängender

Form aufschreiben – wie einen Roman oder wie auch immer du willst. Das lasse ich dann drucken und binden als Weihnachtsgeschenk für die Familie.«

Ich unterzog meine Mutter einer ausführlichen Befragung, um möglichst viel von dem in Erfahrung zu bringen, woran sie sich über ihren Vater, also meinen Großvater, erinnerte. Sie zählte ausführlich alle möglichen Tugenden auf, die er angeblich besessen hatte, während ich in meinem Gedächtnis nach all dem stöberte, was ich selbst über ihn wusste. Ich erinnerte mich an einen hochgewachsenen, schlanken, sehr aufrecht gehenden Mann, der nie viel sprach. Eines Tages hatte man mir gesagt, der Großvater habe einen Autounfall gehabt, wonach er bis zu seinem Tod im Rollstuhl sitzen musste.

Als Kind hatte mich meine Mutter jeden Sonntag zu ihm zum Mittagessen mitgenommen. Dabei hatte er uns immer alle aufmerksam beobachtet, während er schweigend aß, und nur von Zeit zu Zeit etwas gesagt. Die sich lange hinziehenden Tischgespräche, die unweigerlich auf die Mahlzeit folgten, hatten mich immer entsetzlich gelangweilt.

Tante Marta war das jüngste seiner Kinder und damals noch unverheiratet. Da sie bei ihm im Hause wohnte, kümmerte sie sich auf die gleiche Weise um Großvaters Firma, wie sie die Herrschaft über sein riesiges dunkles Haus übernommen hatte. In meiner Erinnerung fand sich nicht der geringste Hinweis auf seine Mutter, die geheimnisvolle Frau, die eines Tages verschwunden war und ihn in der Obhut seiner Amme zurückgelassen hatte.

Ehrlich gestanden nahm ich die Nachforschung nur widerwillig in Angriff, weil mir nicht das Geringste daran lag zu erfahren, was eine meiner Vorfahrinnen aus ihrem Leben gemacht hatte.

Ich begann bei meiner Suche mit dem Nächstliegenden. Die einfachste Möglichkeit, den wahren Mädchennamen meiner Mutter in Erfahrung zu bringen, bestand darin, auf dem Standesamt die Geburtsurkunde meines Großvaters einzusehen, denn sie enthält grundsätzlich die Namen beider Eltern eines Kindes. Ich fragte mich, wieso Tante

Marta nicht auf diesen einfachen Gedanken gekommen war, statt mir dreitausend Euro im Monat dafür zu bezahlen, dass ich zum Standesamt ging.

Eine ausgesprochen liebenswürdige Beamtin bereitete meinen Hoffnungen ein frühes Ende, indem sie mir mitteilte, sie dürfe mir keinen Einblick in die Geburtsurkunde von Don Javier Carranza Fernández gewähren, da er nicht mehr lebte.

»Wozu wollen Sie die überhaupt haben?«

»Er ist, ich meine, er war mein Großvater. Ich habe ja schon gesagt, dass er seit fünfzehn Jahren nicht mehr lebt.«

»Genau deshalb frage ich ja, warum Sie seine Geburtsurkunde haben wollen.«

»Ich arbeite an unserem Stammbaum und bin dabei auf die Schwierigkeit gestoßen, dass mein Großvater aus Gründen, die mit der Familie zu tun hatten, den Mädchennamen seiner Mutter abgelegt hat. Er hieß mit zweitem Nachnamen nicht von Geburt an Fernández, und ich möchte gern seinen ursprünglichen Namen in Erfahrung bringen.«

»Das geht aber nicht.«

»Und warum nicht?«

»Weil er seinen Namen, wie Sie selbst gesagt haben, geändert hat. In solchen Fällen werden die Angaben in ein besonderes Register eingetragen, in das nur der Betreffende selbst oder jemand Einblick nehmen darf, der eine richterliche Anordnung dafür vorweisen kann.«

»Es ist ja wohl klar, dass er selbst nichts mehr einsehen kann«, gab ich übellaunig zurück.

»Natürlich.«

»Hören Sie, er war mein Großvater, hat sich den Namen Fernández zugelegt, und ich weiß nicht, warum. Meinen Sie nicht, dass ich ein Recht habe, den Namen meiner Urgroßmutter zu erfahren?«

»Mir sind die Gründe nicht bekannt, die Ihren Großvater bewegen haben, seinen Namen abzulegen, und ich will sie auch nicht wissen. Ich tue lediglich meine Arbeit und kann Ihnen seine Geburtsurkunde nicht zugänglich machen. Wenn ich also bitten darf – ich habe viel zu tun ...«

Als ich meiner Mutter das Erlebnis mit der Beamtin berichtete, zeigte sie sich nicht im Geringsten erstaunt, setzte mich aber auf eine Fährte, von der aus ich meine Nachforschungen beginnen konnte.

»Dein Großvater ist wie wir alle, auch ihr, seine Enkel, in der Kirche San Juan Bautista getauft worden. Dort hat er geheiratet, wie auch wir und hoffentlich eines Tages auch du.«

Ich verkniff mir den Hinweis, dass gegenwärtig meine einzige dauerhafte Bindung die an die Bank war, von der ich das Darlehen für den Wohnungskauf bekommen hatte, dessen Abzahlung die nächsten dreißig Jahre in Anspruch nehmen würde.

Die Kuppel der Johannes dem Täufer gewidmeten Kirche sei schadhaft und müsse dringend repariert werden, teilte mir der alte Gemeindepfarrer Don Antonio mit. Er fand das geringe Interesse seiner Schäfchen am Zustand des Gebäudes beklagenswert.

»Die Leute geben bei der Kollekte immer weniger. Früher hat sich in solchen Fällen immer ein großzügiger Spender gefunden, aber heutzutage ... heutzutage gründen die Reichen lieber Stiftungen, um Steuern zu sparen und das Finanzamt zu betrügen, als für solche Zwecke auch nur einen roten Heller herauszurücken.«

Ich hörte dem armen Alten geduldig zu, weil ich ihn gut leiden konnte. Er hatte mich getauft, mir die erste Kommunion gespendet und würdete mich, wenn es nach meiner Mutter ginge, auch trauen. Allerdings erschien er mir ehrlich gesagt für eine so weit in der Zukunft liegende Möglichkeit deutlich zu alt.

Er jammerte noch eine ganze Weile, bevor er fragte, was ich wolle.

»Ich würde gern den Taufschein meines Großvaters Javier einsehen.«

»Dein Großvater Don Javier hat sich seiner Kirche gegenüber immer sehr anständig verhalten«, erinnerte sich Don Antonio. »Und warum möchtest du den Taufschein sehen, mein Sohn?«

»Ich soll für meine Tante Marta eine Geschichte unserer Familie verfassen, und dazu muss ich Verschiedenes wissen.« Ich hatte mich entschlossen, nahezu die ganze Wahrheit zu sagen.

»Ich fürchte, das wird nicht einfach sein.«

»Warum?«

»Weil sich alle älteren Unterlagen, die im Kellergeschoss aufbewahrt werden, wo wir unser Gemeindearchiv haben, in einem fürchterlichen Durcheinander befinden, seit Bürgerkriegskohorten schrecklich darin herumgewühlt haben. Wir müssten da unten alles völlig neu ordnen, aber der Bischof schickt mir keinen Vikar, der sich mit Archiven auskennt, und ich kann in meinem Alter so viele Papiere und Dokumente nicht mehr in Ordnung bringen. Natürlich lass ich dich da nicht so ohne weiteres selbst nachsehen.«

»Ich will nichts versprechen, aber ich könnte meine Tante Marta ja mal fragen, ob sie nicht für die Pfarrei eine Bibliothekarin oder Archivarin einstellt, die Ihnen hilft, da unten Ordnung zu schaffen ...«

»Das wäre natürlich sehr erfreulich, ich glaube aber nicht, dass ihr der Zustand des Archivs unserer Pfarrei besonders am Herzen liegt. Nebenbei bemerkt haben wir sie hier äußerst selten gesehen.«

»Ich werde sie auf jeden Fall darum bitten. Der Versuch kostet nichts.«

Don Antonio sah mich dankbar an. Er war ein gutmütiger Mann, einer jener Priester, die mit ihrer Seelengüte der katholischen Kirche zur Ehre gereichen.

»Gott möge dir beistehen«, rief er aus.

»Es wäre aber schön, wenn Sie mich nach dem Taufschein meines Großvaters suchen ließen. Ich werde auch bestimmt nicht in irgendwelchen Dokumenten herumschnüffeln, auf die ich bei meiner Suche stoße.«

Der alte Pfarrer sah mich unverwandt an und versuchte, meine wahren Absichten in meinen Augen zu lesen. Ich wich seinem Blick nicht aus, während ich zugleich mein bestes Lächeln aufsetzte.

»Na gut. Ich lass dich in den Keller, aber du gibst mir dein Wort, dass du ausschließlich nach dem Taufschein deines Großvaters suchst und deine Nase nicht in Sachen steckst, die dich nichts angehen ... Ich vertraue dir.«

»Danke! Sie sind ein prächtiger Pfarrer, der beste, den ich kenne«, rief ich voll Dankbarkeit aus.

»Ich glaube nicht, dass du viele meiner Amtsbrüder kennst, denn auch du kommst nicht besonders oft zur Kirche ...«, gab Don Antonio in leicht spöttischem Ton zurück.

Er nahm die Schlüssel zur Hand und führte mich, nachdem er in der Sakristei eine Bodenklappe hochgehoben hatte, über eine düstere Treppe ins Untergeschoss. Eine von der Decke hängende nackte Glühlampe war die einzige Lichtquelle in dem feuchten Raum. Es war kalt und roch muffig.

»Zeigen Sie mir bitte, wo ich suchen muss.«

»Wann ist dein Großvater denn geboren?«

»Ich glaube 1935 ...«

»Der Ärmste! Unmittelbar vor dem Bürgerkrieg. Das war ein sehr ungünstiger Zeitpunkt, um auf die Welt zu kommen.«

»Bei Licht besehen gibt es dafür überhaupt keinen günstigen Zeitpunkt«, gab ich zurück, merkte aber sogleich, dass das ein Fehler gewesen war, denn Don Antonio sah mich tadelnd an.

»Sag so etwas nicht! Ausgerechnet du! Ihr jungen Leute wisst gar nicht, wie gut es euch geht. Ihr findet es ganz natürlich, alles zu haben, und deshalb könnt ihr auch nichts wirklich schätzen«, knurrte er.

Don Antonio ging hin und her, wobei er prüfende Blicke auf Aktenordner warf und verschiedene an der Wand aufgereihte Kästen öffnete. Schließlich wies er auf drei dicke Kirchenbücher.

»Ich nehme an, dass sich die Unterlagen über die Taufen aus jenen Jahren in einem dieser Bände befinden. Du musst wissen, dass manche Kinder erst lange nach der Geburt getauft wurden, womöglich war das auch bei deinem Großvater der Fall. Wenn du ihn darin nicht entdeckst, müssen wir in den Karteikästen nachsehen.«

»Ich hoffe, ich habe Glück und finde ihn ...«

»Wann fängst du an?«

»Jetzt gleich, wenn es Ihnen nichts ausmacht.«

»Nun, ich muss nach oben, zur Zwölf-Uhr-Messe. Danach komme ich herunter und sehe mir an, wie weit du bist.«

Ich blieb allein in dem düsteren Kellergeschoss und überlegte, dass ich Tante Martas dreitausend Euro reichlich verdiente. Den Rest des Vormittags und einen großen Teil des Nachmittags brachte ich damit zu, das vom Zahn der Zeit stark angenagte Taufregister durchzugehen, ohne darin etwas über meinen Großvater Javier zu finden.

Um fünf Uhr war mir das Brennen in den Augen zu viel geworden, außerdem meldete sich mein Magen so nachdrücklich, dass ich nicht länger darüber hinweggehen konnte.

Ich kehrte in die Sakristei zurück und fragte eine Nonne, die damit beschäftigt war, Messgewänder zusammenzulegen, nach Don Antonio.

»Er ruht sich im Pfarrhaus aus. Die nächste Messe ist erst um acht Uhr. Er hat mich gebeten, ihm Bescheid zu sagen, wenn Sie heraufkommen. Sofern Sie mit ihm sprechen wollen, gehen Sie durch diesen Gang da, bis Sie an eine Tür kommen. Das ist die direkte Verbindung von der Kirche zu seiner Wohnung.«

Obwohl ich den Weg bestens kannte, dankte ich ihr höflich für den Hinweis. Don Antonio saß mit einem Buch in den Händen da, schien aber eingenickt zu sein. Ich weckte ihn, um ihm von dem Fehlschlag meiner Nachforschungen zu berichten, und bat ihn um die Erlaubnis, früh am nächsten Tag noch einmal kommen zu dürfen. Er erklärte, halb acht, unmittelbar vor der ersten Messe des Tages, sei ihm recht.

Am Abend rief ich Tante Marta an, um anzuregen, sie möge der Kirche San Juan Bautista eine Spende zukommen lassen. Sie ärgerte sich darüber und warf mir vor, mit dem Geld der Familie um mich zu werfen. Ich log ihr vor, Don Antonio sei für die Nachforschung, mit der sie mich beauftragt hatte, von entscheidender Bedeutung und wir müssten ihn meiner Meinung nach günstig stimmen, damit er daran mitwirkte. Mir ging durch den Kopf, wie sehr es unserem alten Gemeindepfarrer zuwider gewesen wäre, wenn er mich so über ihn hätte sprechen hören, aber es ging nicht anders: Nur auf diese Weise ließ sich bei meiner Tante etwas erreichen, die sich weder für Don Antonios Herzensgüte noch dafür interessierte, dass er Schwierigkeiten hatte, Geld für seine Kirche aufzutreiben. Schließlich brachte ich sie dazu, dass sie mir zumindest eine kleine Barspende für die Reparatur der Kuppel zusagte.

Erst vier Tage später fand ich den ersehnten Taufschein meines Großvaters. Anfangs war ich allerdings nicht sicher, ob es wirklich der war, den ich suchte.

Angesichts dessen, dass mein Großvater den Mädchennamen seiner Mutter abgelegt und sich stattdessen als zweiten Nachnamen für den Allerweltsnamen Fernández entschieden hatte, kam ich erst nach einer

Weile dahinter, wer der von mir Gesuchte war, denn ich hatte den Namen Garayoa übersehen.

Weder der Name Carranza noch Garayoa ist besonders häufig, schon gar nicht in Madrid, und jetzt wusste ich, wie die Mutter meines Großvaters geheißen hatte: Amelia Garayoa Cuní. Sonderbare Mischung, dachte ich, denn der eine Name war baskisch und der andere katalanisch.

Ich entnahm dem Umschlag das Foto der jungen Frau, das mir Tante Marta gegeben hatte, als könnte mir ihr Gesicht bestätigen, dass es sich bei ihr tatsächlich um jene Amelia Garayoa Cuní handelte, die im Taufschein meines Großvaters als Mutter genannt wurde. Ich las den Taufschein mehrere Male durch, bis ich sicher war, dass es der gesuchte war.

»Javier Carranza Garayoa, Sohn des Don Santiago Carranza Velarde und der Doña Amelia Garayoa Cuní. Getauft am 18. November 1935 in Madrid.«

Es konnte kein Zweifel bestehen. Da jener Javier mein Großvater war, musste die genannte Doña Amelia Garayoa seine Mutter gewesen sein, die ihren Ehemann wie auch ihren Sohn im Stich gelassen hatte, um, wie es schien, mit einem argentinischen Seemann durchzubrennen. Ich war mit mir zufrieden und sagte mir, dass ich mein erstes Monatsgehalt von dreitausend Euro verdient hatte.

Jetzt galt es zu überlegen, ob ich Tante Marta meinen Erfolg mitteilen oder erst weiter nachforschen sollte, bevor ich ihr den Namen unserer Vorfahrin preisgab.

Ich bat Don Antonio um die Erlaubnis, das Blatt, auf dem die Taufe meines Großvaters verzeichnet war, fotokopieren zu lassen, und nachdem ich ihm feierlich zugesichert hatte, das Kirchenbuch ganz bestimmt schnellstmöglich und unbeschädigt zurückzubringen, ging ich davon.

Ich machte mehrere Fotokopien. Als ich Don Antonio das Buch zurückgab, bat ich ihn, er möge es sicher unter Verschluss halten, aber gleichzeitig dafür sorgen, dass er es bereithatte. Möglicherweise könnte ich es ja noch einmal brauchen.

Jetzt, da ich den Namen meiner Urgroßmutter kannte, musste ich als Nächstes überlegen, auf welche Weise ich ihre Fährte finden konn-

te. Als Erstes fiel mir ein, dass ich nach Angehörigen der Familie Garayoa oder Cuní suchen könnte – Geschwister, Vettern, Cousinen, Neffen oder Nichten.

Obwohl ich nicht von ferne ahnte, wie häufig oder selten der Name Garayoa im Baskenland war, beschloss ich, so bald wie möglich dort hinzufahren. Ich würde jeden Garayoa anrufen, den ich in einem Telefonbuch finden konnte.

Als Erstes aber wollte ich einen Blick ins Telefonbuch von Madrid werfen. Da meine Urgroßmutter dort aufgewachsen war und geheiratet hatte, bestand die Möglichkeit, dass der eine oder andere Verwandte noch in der Stadt lebte.

Entgegen meiner pessimistischen Annahme stieß ich im Telefonbuch überraschenderweise auf zwei Einträge unter diesem Namen. Während ich mir die Nummern und Anschriften notierte, überlegte ich, wie ich mich verhalten sollte. Was war besser: anrufen oder gleich hingehen? Ich entschied mich für die zweite Lösung und beschloss, schon am nächsten Tag mein Glück bei der ersten Adresse zu versuchen.

2

Das hochherrschaftliche Haus stand im Stadtviertel Salamanca, wo Madrids reiche Leute wohnen. Ich ging eine ganze Weile davor auf und ab, sah es mir genau an und achtete vor allem darauf, wer es betrat und verließ, erreichte damit aber lediglich, dass ich die Aufmerksamkeit des Hauswarts auf mich lenkte.

»Warten Sie auf jemanden?«, fragte er mich misstrauisch.

»Nein ... oder besser gesagt, ja. Ich weiß nämlich nicht genau, ob in diesem Haus die Familie Garayoa lebt.«

»Und wer sind Sie?«, wollte er wissen, womit er mir indirekt bestätigte, dass es dort tatsächlich jemanden dieses Namens gab.

»Ein entfernter Verwandter. Könnten Sie mir sagen, welcher Garayoa hier wohnt?«

Der Mann musterte mich von Kopf bis Fuß, wohl um festzustellen, ob man mir eine solche Mitteilung machen dürfe. Da ich sah, dass seine

Zweifel noch nicht ausgeräumt waren, zeigte ich ihm meinen Personal- ausweis. Er warf einen Blick darauf und gab ihn mir zurück.

»Aber Sie heißen nicht Garayoa ...«

»Nein, das war der Mädchenname meiner Urgroßmutter, Amelia Garayoa ... Es wäre mir recht, wenn Sie die Familie Garayoa hier im Haus fragen könnten, ob sie bereit sind, mich einzulassen. Wenn sie Nein sagen, gehe ich wieder.«

»Warten Sie hier«, gebot er. Dem Klang seiner Stimme entnahm ich, dass es besser war, dieser Anweisung zu folgen und keinesfalls auf eigene Faust das Haus zu betreten.

Ungeduldig wartete ich und fragte mich, wer wohl in dem Haus lebte. War es eine Nichte meiner Urgroßmutter, ein Vetter, eine Cousine – oder waren es einfach irgendwelche Garayoa, die nicht das Geringste mit meiner Familie zu tun hatten? Womöglich, sagte ich mir, ist dieser Nachname im Baskenland ebenso häufig wie Fernández im übrigen Spanien.

Nach einer Weile kam der Mann heraus und sah sich suchend nach mir um.

»Die Dame ist bereit, mit Ihnen zu sprechen«, teilte er mir mit.

»Jetzt gleich?«, fragte ich ganz verblüfft. Damit hatte ich nicht gerechnet. Ganz im Gegenteil war ich fest überzeugt gewesen, dass er mich auffordern würde zu verschwinden.

»Ja, jetzt gleich. Im zweiten Stock.«

»Rechts oder links?«

»Die Damen bewohnen die gesamte Etage.«

Statt den Aufzug zu nehmen, wandte ich mich der Treppe zu, weil mir das gemächliche Emporsteigen Zeit geben würde zu überlegen, was ich den Leuten sagen sollte, doch das bestärkte den Hauswart in seinem Argwohn.

»Warum nehmen Sie nicht den Aufzug?«

»Weil ich mir gern etwas Bewegung verschaffe«, gab ich zur Antwort und entzog mich seinen forschenden Blicken.

Eine Frau in mittleren Jahren erwartete mich an der offenen Etagentür. Sie trug ein graues Kleid und kurz geschnittene Haare. Sie musterte mich noch misstrauischer als der Hauswart.

»Die Damen werden Sie sogleich empfangen. Treten Sie bitte näher.«

»Und wer sind Sie?«, fragte ich neugierig.

Sie warf mir einen abschätzigen Blick zu, bevor sie zur Antwort gab:
»Die Haushälterin. Ich betreue die Damen und kümmere mich um den Haushalt. Warten Sie bitte in der Bibliothek.«

Ganz wie der Hauswart sagte sie »die Damen«, also mussten dort zwei oder mehr Frauen leben.

Sie führte mich in einen großen Raum mit alten Mahagonimöbeln, dessen Wände mit Büchern bedeckt waren. An einem Ende des Raumes standen ein dunkelbraunes Ledersofa und zwei Sessel.

»Nehmen Sie Platz. Ich sage den Damen, dass Sie hier sind.«

Statt mich zu setzen, sah ich mir neugierig die aufwendig in Leder gebundenen Bände an. Mir fiel auf, dass in dem ganzen Raum außer Büchern nichts zu sehen war – kein Bild, kein Dekorationsgegenstand, nichts.

»Interessieren Sie sich für Bücher?«

Beschämt drehte ich mich um wie ein kleiner Junge, den man mit dem Finger im Marmeladenglas erwischt hat. Ich stotterte ein »Ja« und sah dabei die hochgewachsene, schlanke Frau an, die mich angesprochen hatte. Ihr Alter war schwer zu schätzen.

Sie hatte kastanienbraunes Haar, trug einen eleganten Hosenanzug und als einzigen Schmuck Ohringe und einen Brillantring.

»Verzeihen Sie, dass ich Sie belästige. Ich heiße Guillermo Albi.«

»Ja, das hat der Hauswart gesagt. Sie haben ihm Ihren Ausweis gezeigt.«

»Ja, damit er nicht an mir zweifelt, also damit er sehen konnte, dass ich nicht verrückt bin.«

»Nun, ein wenig sonderbar ist es schon, dass Sie einfach hier hereinplatzen, um sich zu erkundigen, ob jemand namens Garayoa hier lebt, weil, wie Sie sagen, eine Amelia Garayoa Ihre Urgroßmutter war ...«

»Stimmt, das macht einen sonderbaren Eindruck. Ich bin, jedenfalls nehme ich das an, ein Urenkel von Amelia Garayoa. Wissen Sie etwas über sie?«

Mit feinem Lächeln sah mich die Frau belustigt an, bevor sie antwor-

tete: »Ja. Ehrlich gesagt bin ich selbst Amelia Garayoa, und es liegt auf der Hand, dass ich nicht Ihre Urgroßmutter sein kann.«

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. In der Tat konnte diese Frau, die mir mit einem Mal meiner Tante Marta ähnlich zu sehen schien, angesichts ihres Alters nie und nimmer meine Urgroßmutter sein.

»Sie heißen Amelia Garayoa?«

»Ja, finden Sie das schlimm?«, fragte sie mit spöttischer Stimme.

»Nein, ganz und gar nicht. Entschuldigen Sie, es ist nur ... nun, das Ganze ist ein entsetzliches Durcheinander.«

»Als Erstes wüsste ich gern, warum Sie von einem entsetzlichen Durcheinander sprechen, und zweitens – was wollen Sie überhaupt?«

Bevor ich darauf antworten konnte, kam die Haushälterin herein und verkündete mit feierlicher Stimme: »Die Damen erwarten Sie im Salon.«

Die Frau, die mir gesagt hatte, dass sie Amelia Garayoa heiße, warf mir einen zögernden Blick zu.

»Meine Tanten sind ziemlich alt, beide über neunzig, und es wäre mir nicht recht, wenn Sie sie aufregten ...«

»Das tue ich bestimmt nicht. Ich ... ich würde ihnen gern erklären, warum ich hier bin.«

»Ja, das scheint mir in der Tat angebracht«, gab sie unwirsch zurück.

Während ich ihr verwirrt folgte, kam ich mir wie ein Eindringling und ziemlich lächerlich vor.

Der Salon war ein großer Raum mit zwei breiten Erkern. Am meisten fiel mir darin ein gewaltiger Marmorkamin ins Auge, in dem ein Feuer knisterte. In den links und rechts davon stehenden Ohrensesseln saßen zwei alte Damen, die nicht nur deshalb beinahe wie Zwillinge aussahen, weil sie das weiße Haar zu einem Knoten zusammengefasst hatten, sondern auch nahezu identische schwarze Kleider trugen. Darüber hatte die eine einen weißen und die andere einen grauen Pullover an.

Beide sahen neugierig zu mir her, ohne ein Wort zu sagen.

»Das sind meine Großtanten«, stellte Amelia sie vor. »Und dieser junge Mann heißt Guillermo Albi.«

»Guten Tag. Bitte entschuldigen Sie mein Eindringen. Es ist äußerst freundlich von Ihnen, mich zu empfangen.«

»Setzen Sie sich«, gebot die Ältere und wies auf ein schwarzes Ledersofa, das dem Kamin gegenüberstand.

»Wir haben Sie empfangen, weil meine Tanten das wünschten. Ich selbst war dagegen, mit einem Fremden zu sprechen«, erklärte die Großnichte.

»Dafür habe ich volles Verständnis. Mir ist durchaus bewusst, dass es ungewöhnlich ist, mit der Behauptung zu fremden Menschen zu kommen, man habe eine Urgroßmutter namens Garayoa und würde gern erfahren, ob sie etwas über sie wissen. Ich bitte um Entschuldigung und hoffe, dass ich Ihnen nicht allzu lästig falle.«

»Was wollen Sie?«, fragte die mit dem grauen Pullover, offenbar die jüngere der beiden.

»Vielleicht sollte ich mich erst einmal vorstellen. Meine Familie betreibt unter Leitung meiner Tante Marta ein kleines Unternehmen, Máquinas Carranza. Am besten lasse ich Ihnen Anschrift und Telefonnummer hier, damit Sie Erkundigungen über mich einziehen können, und komme erst wieder, wenn Sie wissen, dass ich ein ordentlicher Mensch bin und an meinem Besuch nichts Sonderbares ist ...«

»Ja«, ging die Großnichte sogleich darauf ein. »Lassen Sie mir all das da, das dürfte das Beste sein, und ...«

»Sei doch nicht so ungeduldig, Amelia«, unterbrach sie die Alte im grauen Pullover. »Und Sie, junger Mann, sagen Sie uns einfach, was Sie wollen, wen Sie suchen und wie Sie auf uns verfallen sind.«

»Eine meiner Urgroßmütter war eine geborene Garayoa mit Vornamen Amelia. Davon abgesehen wissen wir so gut wie nichts über sie und kennen auch ihren Mädchennamen erst seit gestern aus dem Taufschein meines Großvaters Javier, auf dem der Name seiner Mutter verzeichnet ist.«

Ich entnahm meiner Jackentasche eine Fotokopie des Taufscheins und hielt ihn der Alten im weißen Pullover hin. Sie nahm ihre Brille vom Tisch und studierte das Dokument aufmerksam. Dann musterte sie mich mit so scharfen Blicken, dass es mir vorkam, als läse sie meine geheimsten Gedanken. Es war mir unmöglich, diesen Blick lange auszuhalten, und so sah ich zum Kamin hin. Sie gab das Blatt der anderen, die es ebenfalls gründlich las.

»Dann sind Sie also ein Enkel von Javier«, sagte die Alte im grauen Pullover.

»Ja. Haben Sie ihn gekannt?«, fragte ich.

»Und wie hieß seine Frau?«, fuhr sie fort, ohne auf meine Frage einzugehen.

»Jimena.«

»Sprechen Sie weiter«, mischte sich die andere ein.

»Nun, meine Tante Marta, die Schwester meiner Mutter, hat vor kurzem unter den Familienbildern ein Foto entdeckt, von dem sie annahm, es könne sich dabei um eine Aufnahme ihrer vor langer Zeit unter geheimnisvollen Umständen verschwundenen Großmutter handeln. Da ich Journalist bin und im Beruf gerade eine ziemliche Pechsträhne habe, offen gesagt bin ich praktisch arbeitslos, ist ihr der Gedanke gekommen, mich erkunden zu lassen, wer diese Amelia Garayoa war. Wie gesagt hat bis gestern niemand in unserer Familie den Mädchennamen meiner Urgroßmutter gekannt. Mein Großvater, also der Vater meiner Mutter und meiner Tante Marta, hatte den Namen Garayoa abgelegt, sich Fernández genannt und, wie es aussieht, nie über seine Mutter gesprochen. Das Thema war in unserer Familie tabu. Er war lange davon überzeugt, dass seine Amme Águeda, mit der mein Urgroßvater noch eine Tochter hatte, seine Mutter sei. Es muss für ihn wohl sehr hart gewesen sein zu erfahren, dass ihn seine Mutter im zarten Säuglingsalter verlassen hatte. Keins seiner Kinder hat ihn je nach den Hintergründen zu fragen gewagt, so dass niemand in der Familie etwas darüber wusste.«

»Und warum möchte Ihre Tante ausgerechnet jetzt wissen, wer die Mutter ihres Vaters war?«, erkundigte sich die Großnichte.

»Ich sagte schon, sie hat ein Foto gefunden, von dem sie vermutet, dass es jene Amelia Garayoa zeigen könnte. Da ist ihr der Gedanke gekommen, mich aufzufordern, dass ich die Lebensgeschichte dieser Frau verfasse. Sie will sie binden lassen und ihren Geschwistern zu Weihnachten schenken. Es soll eine Überraschung sein. Ich möchte Sie aber nicht täuschen: Mir persönlich liegt nicht das Geringste daran zu erfahren, was meine Urgroßmutter getan hat und aus welchen Gründen. Aber wie gesagt, ich habe im Beruf zurzeit ziemliches Pech, und meine

Tante ist bereit, mir diese Aufgabe großzügig zu vergüten. Ich muss eine Hypothek abbezahlen, und es ist mir offen gestanden peinlich, immer wieder meine Mutter um Geld dafür zu bitten.«

Die drei Frauen sahen mich schweigend an. Mit einem Mal fiel mir auf, dass ich unaufhörlich über mich gesprochen hatte, ohne auch nur ein Wort über sie zu erfahren. Wie ein bei einer Missetat erdappter Heranwachsender hatte ich Dummkopf in geradezu lächerlicher Weise alles ausgeplaudert.

»Haben Sie das bewusste Foto hier?«, fragte die im weißen Pullover mit zittriger Stimme.

»Ja, ich habe eine Kopie mitgebracht«, sagte ich und zog sie aus der Jackentasche.

Mit sonderbarem Lächeln betrachtete sie das Bild der jungen Frau im Brautkleid.

Die beiden anderen traten näher, um es sich ebenfalls anzusehen. Keine von ihnen sagte ein Wort. Das Schweigen machte mich nervös.

»Kennen Sie die Frau auf dem Foto?«

»Junger Mann, wir würden jetzt gern allein sein. Sie wollen wissen, ob wir die Amelia Garayoa kennen, die allem Anschein nach Ihre Vorfahrin ist ... Das ist möglich, auch wenn der Name Garayoa im Baskenland ziemlich häufig vorkommt. Lassen Sie uns doch bitte die Fotokopie des Taufscheins und das Foto hier ... das würde uns sehr helfen«, sagte die im grauen Pullover.

»Gern. Meinen Sie, dass sie mit Ihnen verwandt sein könnte?«

»Geben Sie unserer Nichte Ihre Telefonnummer. Wir melden uns dann bei Ihnen«, fuhr die Alte im grauen Pullover fort, ohne auf meine Frage zu antworten.

Mir blieb nichts anderes übrig, als zuzustimmen. Amelia Garayoa erhob sich vom Sofa, um mich zu verabschieden. Ich verneigte mich leicht vor den beiden alten Damen, murmelte ein »Vielen Dank« und folgte der elegant gekleideten Frau, die mich in den Salon geführt hatte.

»Ein sonderbarer Zufall, dass Sie genau so heißen wie meine Urgroßmutter«, wagte ich zum Abschied zu sagen.

»Von Zufall kann da gar keine Rede sein. In unserer Familie gibt es

viele Amelias. Ich habe mehrere Tanten, Cousinen und Nichten, die so heißen. Auch meine Tochter heißt Amelia María wie ich.«

»Amelia María?«

»Ja, um die Amelias voneinander zu unterscheiden, nennen sich einige einfach Amelia und andere Amelia María.«

»Und Sie haben gesagt, dass die beiden Damen da drin Ihre Großtanten sind?«

Nach kurzem Zögern sagte sie: »Ja. Nach dem Tod meines Mannes bin ich zu ihnen gezogen. Meine Tochter lebt in den Vereinigten Staaten. Wir haben einen starken Familienzusammenhalt. Tanten, Nichten, Enkel ... Wir lieben einander und kümmern uns einer um den anderen.«

»Das ist sehr gut«, gab ich zurück, um etwas zu sagen.

»Trotz ihres hohen Alters sind die beiden alten Damen bei guter Gesundheit«, sagte sie noch. Mit den Worten »Wir melden uns« schloss sie die Tür hinter mir.

Als ich die Straße erreichte, war ich völlig erschöpft. Was ich dort oben erlebt hatte, kam mir aberwitzig vor, aber wenn ich es recht bedachte, war Tante Martas Auftrag und die Unverfrorenheit, mit der ich bei wildfremden Menschen einfach hereingeschneit war, um mich zu erkundigen, ob sie etwas über meine Urgroßmutter wüssten, nicht minder aberwitzig.

Ich beschloss, Tante Marta einstweilen nichts zu sagen. Erst wollte ich abwarten, ob mich die Damen anrufen und noch einmal zu einem Gespräch zu sich bitten oder ihre Tür auf immer vor mir verschlossen halten würden.

Mehrere Tage lang wartete ich ständig auf einen Anruf. Je länger ich über die drei Frauen nachdachte, desto sicherer war ich, dass ich die richtige Fährte entdeckt hatte, ohne allerdings zu ahnen, wohin sie mich führen könnte.

»Guillermo Albi? Guten Morgen, hier spricht Amelia María Garayoa.«

Ich lag noch im Bett, als mich das Klingeln meines Telefons eines Morgens um acht Uhr hochfahren ließ. Am allermeisten überraschte mich allerdings, die Stimme Amelia Garayogas zu hören.

»Guten Morgen«, stammelte ich, ohne zu wissen, was ich sagen sollte.

»Habe ich Sie geweckt?«

»Nein ... nein. Doch, eigentlich schon. Ich habe gestern noch lange gelesen ...«

»Aha. Nun, es spielt auch keine Rolle. Meine Tanten haben beschlossen, erneut mit Ihnen zu sprechen. Können Sie heute Nachmittag kommen?«

»Selbstverständlich.«

»Gut, wenn es Ihnen recht ist, erwarten wir Sie um fünf Uhr.«

»Gern.«

Sie legte nicht gleich auf, denn ich hörte sie durch die Leitung atmen. Sie schien zu zögern und sagte schließlich in gänzlich anderem Ton: »Wenn es nach mir ginge, würden Sie nie wieder einen Fuß in unsere Wohnung setzen, denn ich bin fest überzeugt, dass Sie uns nur Schwierigkeiten machen werden. Aber ich muss die Entscheidung meiner Tanten respektieren. Ich darf Ihnen aber versichern, dass ich Sie in Teufels Küche bringen werde, wenn Sie versuchen sollten, uns auf irgendeine Weise zu schaden.«

»Wie bitte?«, fragte ich, verblüfft über die Drohung.

»Ich weiß, wer Sie sind – ein erfolgloser Journalist, der in keiner der Medien, für die er gearbeitet hat, Fuß fassen konnte, weil er überall angeeckt ist. Ich versichere Ihnen, sollte Ihr Verhalten das Maß des für mich Annehmbaren überschreiten, werde ich alle Hebel in Bewegung setzen, um dafür zu sorgen, dass Sie für den Rest Ihres Lebens nirgendwo mehr Arbeit bekommen.«

Sie legte auf, ohne mir Zeit zu einer Antwort zu lassen. Da hatte diese Amelia María Garayoa doch tatsächlich Erkundigungen über mich eingezogen, während ich den Fehler begangen hatte, seelenruhig auf den Anruf der sonderbaren Frauen zu warten, statt meinerseits Nachforschungen über sie anzustellen. Selbst unter Berücksichtigung dessen, dass meine Aufgabe nie die Recherche auf dem Gebiet der Politik gewesen war, sondern die Berichterstattung darüber, war das für einen investigativen Journalisten eine Bankrotterklärung, auch wenn ich mich bemühte, meine Schwächen mit Nachsicht zu betrachten.

Ich aß bei meiner Mutter zu Mittag und unterhielt mich mit ihr über

meine unmittelbare Zukunft. Zwar fand sie es nicht schlecht, dass ich Tante Martas Auftrag angenommen hatte, der mir immerhin ein Einkommen von dreitausend Euro im Monat sicherte, erinnerte mich aber gleichzeitig daran, dass ich dies Gehalt nicht lange beziehen würde. Sobald ich ein paar Fakten über meine Urgroßmutter ermittelt und den Bericht abgefasst hätte, würde ich wieder von meinem Beruf leben müssen. Sie fand, dass ich mir deutlich mehr Mühe hätte geben müssen, um eine bessere Aufgabe zu finden als die eines Literaturrezensenten für ein Online-Magazin.

Ihrer festen Überzeugung nach war das so gut wie nichts – kein Wunder, denn sie würde nie auf den Gedanken kommen, den Computer einzuschalten, um die Zeitung im Netz zu lesen. Mithin erschien ihr, was ich tat, völlig unerheblich. Ganz Unrecht hatte sie damit nicht, aber ich war viel zu unruhig, als dass ich mir ihr Gejammer hätte anhören wollen. Andererseits war ich nicht bereit, ihr mitzuteilen, dass ich noch am selben Nachmittag erneut die alten Damen aufsuchen würde, denn das hätte sie auf keinen Fall für sich behalten, sondern Tante Marta alles brühwarm weitererzählt.

Um fünf Minuten vor fünf trat ich durch den Eingang des Hauses, in dem die Damen Garayoa wohnten. Diesmal legte mir der Hauswart keine Steine in den Weg.

Auf ihr knappes »Guten Tag« ließ die Haushälterin die Worte »Treten Sie näher, die Damen erwarten Sie« folgen und führte mich in den Salon mit dem Kamin.

Zu meiner Überraschung empfingen mich die beiden alten Damen allein. Als ich mich nach ihrer Großnichte erkundigte, erklärte die eine, Amelia María sei Börsenmaklerin und bleibe wegen der Zeitverschiebung oft bis spätabends im Büro, denn sie habe um diese Zeit viel mit New York zu tun.

Diesmal trug die, die ich für die Ältere hielt, lediglich ihr schwarzes Kleid, während die andere wieder einen grauen Pullover darüber trug, dunkler als beim vorigen Mal, und dazu eine Perlenkette.

»Wir wollen Ihnen erklären, warum wir beschlossen haben, mit Ihnen zu sprechen«, sagte die in Schwarz.

»Dafür danke ich Ihnen«, gab ich zurück.

»Amelia Garayoa ist ... war mit uns verwandt. Die Trennung von ihrem Söhnchen Javier hat sie tief geschmerzt, und sie hat sich das nie verziehen. Auch wenn man das Vergangene nicht ungeschehen machen kann, hat sie die Schuld, die sie damit auf sich geladen hatte, stets aufrichtig bereut. Sie hat keine Möglichkeit gesehen, sie wiedergutzumachen, und wir können mit Fug und Recht sagen, dass es nicht einen einzigen Augenblick in ihrem Leben gegeben hat, in dem sie nicht an Javier gedacht hat.«

Sie schien zu zögern, bevor sie fortfuhr: »Wir werden Ihnen also helfen.«

Verblüfft hörte ich diese Worte. Die in Schwarz Gekleidete sprach mit matter Stimme, als fiele es ihr schwer, das zu sagen. Ich weiß nicht, warum, aber es kam mir so vor, als ob es die beiden geradezu quälte, sich zurück in die Vergangenheit zu versetzen.

»Dafür bin ich Ihnen aufrichtig dankbar ...«, sagte ich und wusste nicht recht, wie ich weitersprechen sollte.

»Da gibt es nichts zu danken. Immerhin sind Sie Javiers Enkel, und außerdem knüpfen wir Bedingungen an unsere Unterstützung«, sagte die in Grau.

Ich bezeichnete die beiden für mich mit der Farbe ihrer Kleidung, weil ihre Großnichte sie mir genau genommen weder vorgestellt noch mir ihre Namen genannt hatte. Angesichts der feierlichen Stimmung im Raum wagte ich aber auch nicht, sie selbst danach zu fragen.

»Ganz davon abgesehen, wird es Ihnen nicht leichtfallen, Einzelheiten über die Geschichte Ihrer Urgroßmutter in Erfahrung zu bringen«, meldete sich erneut die Schwarzgekleidete zu Wort.

Das verblüffte mich. Erst sagten sie, sie wollten mir die Geschichte meiner Vorfahrin mitteilen, um dann zu erklären, es werde mit Schwierigkeiten verbunden sein, sie zu erfahren. Wie passte das zusammen?

»Wir können lediglich sagen, was wir wissen, und Sie damit in eine bestimmte Richtung lenken. Am besten dürfte es sein, wenn Sie jedem von Amelias Schritten folgen, Menschen aufsuchen, die sie gekannt haben, vorausgesetzt, sie leben noch, und auf diese Weise ihr Leben von

Grund auf rekonstruieren. Nur auf diese Weise werden Sie imstande sein, ihre Geschichte aufzuschreiben.«

Jetzt sprach die in Grau. Ich hatte den Eindruck, mich in eine Marionette der beiden alten Frauen zu verwandeln. Sie zogen die Fäden, sie würden die Bedingungen diktieren, unter denen es mir möglich sein würde, mich dem Leben meiner Vorfahrin anzunähern, und mir keine andere Wahl lassen, als mich ihren Wünschen zu fügen.

»Einverstanden«, sagte ich, innerlich mit den Zähnen knirschend. »Was muss ich tun?«

»Nicht so hastig, eins nach dem anderen«, sagte die in Grau. »Bevor wir anfangen, müssen Sie sich zu bestimmten Dingen verpflichten.«

»Und welche sind das?«

»Erstens, dass Sie unsere Anweisungen widerspruchslos befolgen. Wir sind schon alt und haben weder Lust noch Zeit, Sie mühsam von etwas zu überzeugen. Also werden Sie tun, was wir Ihnen sagen, und auf diese Weise in Erfahrung bringen, was geschehen ist. Zweitens müssen Sie zustimmen, dass wir uns das Recht vorbehalten zu entscheiden, was mit dem Text geschieht, den Sie verfassen.«

»Das kann ich auf keinen Fall! Welchen Sinn hätte es, dass Sie mir helfen, Amelia Garayoas Geschichte zu erkunden, wenn Sie es am Ende für richtig halten, mir zu verbieten, dass ich das von mir Geschriebene meiner Familie übergebe?«

»Sie war keine Heilige, aber auch kein Ungeheuer«, murmelte die Schwarzgekleidete.

»Ich habe nicht die Absicht, ihr Tun und Lassen zu bewerten. Es mag Ihnen entsetzlich erscheinen, dass eine Frau vor über siebzig Jahren auf und davon gegangen ist und ihr Söhnchen im Stich gelassen hat, aber heutzutage ist ein solcher Schritt nichts Außergewöhnliches. Ich bin nicht der Ansicht, dass man eine Frau deshalb als Ungeheuer bezeichnen darf«, wandte ich ein.

»Das sind unsere Bedingungen«, betonte die in Grau.

»Sie lassen mir keine Wahl ...«

»So schwierig sind die doch nicht einzuhalten ...«

»Schön, ich willige ein. Aber jetzt fände ich es schön, wenn Sie mir einige Fragen beantworten könnten. In welcher Beziehung haben Sie

beide zu Amelia Garayoa gestanden? Haben Sie sie gekannt? Außerdem, wer sind Sie? Ich weiß nicht einmal Ihre Namen ...«, sagte ich in klagendem Ton.

»Hören Sie, junger Mann, wir beide stammen aus einer Zeit, in der das Wort eines Menschen unverbrüchlich galt. Geben Sie uns also Ihr Wort, dass Sie sich an unsere Auflagen halten werden?«, fasste die in Grau nach.

»Das habe ich doch schon gesagt.«

»Was die Frage betrifft, wer wir sind ... Wie von Ihnen bereits vermutet, sind wir in direkter Linie mit der von Ihnen Gesuchten verwandt und daher mittelbar auch mit Ihnen. Wir haben in jungen Jahren Amelias Sorgen, Entscheidungen, Irrtümer und Qualen mit ihr geteilt ... Man könnte sagen, dass wir die Testamentsvollstreckerinnen ihres Gedächtnisses sind. Ihr Leben ist parallel zu unserem verlaufen. Wichtig ist nicht, wer wir sind, sondern wer sie war«, erklärte die Schwarzgekleidete voll Nachdruck.

»Was unsere Namen angeht ... Sie können mich Doña Laura nennen, und sie« – dabei wies die in Grau auf die andere – »Doña Amelia.«

»Amelia?«, fragte ich verblüfft.

»Meine Großnichte hat Ihnen doch schon gesagt, dass dieser Name in unserer Familie sehr häufig ist ...«, gab Doña Laura zurück.

»Darf ich den Grund dafür erfahren?«

»Früher war es üblich, Kinder nach den Eltern, den Großeltern oder den Paten zu nennen, und so kommt es, dass in unserer Familie ziemlich viele Frauen Amelia oder Amelia María heißen. Der volle Name meiner Schwester ist Amelia María, aber wir haben sie immer Melita gerufen, um sie besser von der anderen Amelia unterscheiden zu können – stimmt doch?«, sagte Doña Laura und sah zu der anderen hin.

Zumindest wusste ich jetzt, wie die beiden alten Damen hießen und dass sie, ganz wie ich vermutet hatte, Schwestern waren.

»Entschuldigen Sie, dass ich weiterfrage, aber ich wüsste gern genau, in welcher verwandtschaftlichen Beziehung Sie zu meiner Urgroßmutter stehen. Ich vermute, dass Sie Cousinen waren ...«

»Ja, und ich darf Ihnen versichern, dass wir sehr aneinander gegangen haben«, gab Doña Laura zurück.

»Und jetzt, wo wir uns geeinigt haben, sollten Sie sich an die Arbeit machen. Wir stellen Ihnen ein Tagebuch zur Verfügung, aus dem Sie bestimmte Dinge über Ihre Urgroßmutter erfahren können«, fügte Doña Laura hinzu.

»Ein Tagebuch? Von Amelia?«, fragte ich erstaunt.

»Ja, von ihr. Sie hat als junges Mädchen alles Mögliche darin niedergeschrieben. Ihre Mutter hatte es ihr zum vierzehnten Geburtstag geschenkt, und sie war selig, weil es einer ihrer Träume war, Schriftstellerin zu werden.«

»Schriftstellerin? Damals?«, fragte ich verwundert.

»Junger Mann, so, wie Sie ›damals‹ sagen, klingt es, als ob sie in vorgehichtlicher Zeit gelebt hätte«, sagte Doña Laura verärgert und fügte hinzu: »Außerdem ist Ihnen doch vermutlich bekannt, dass Frauen sich schon seit langem in diesem Beruf betätigt haben.«

»Meine Urgroßmutter Amelia wollte also Schriftstellerin werden ...«

»Außerdem Schauspielerin, Malerin und Sängerin ... Sie war von einer ungeheuren Lebensfreude erfüllt und durchaus für die Künste begabt. Dies Tagebuch war das beste aller Geschenke, die sie zu jenem Geburtstag bekommen hatte«, ergänzte Doña Melita, »aber wie wir schon gesagt haben, Sie müssen all das selbst nach und nach herausfinden. Lesen Sie also ihr Tagebuch, und wenn Sie damit fertig sind, kommen Sie her. Wir zeigen Ihnen dann den nächsten Schritt.«

»Ja, aber bevor Sie mit Lesen beginnen, sollten wir Ihnen vielleicht noch etwas über die Familie und ihre Lebensumstände sagen«, meldete sich Doña Laura zu Wort.

»Entschuldigung«, fiel ich ihr ins Wort, »ich möchte nur eins wissen. Sie sind Doña Laura, aber wie soll ich Ihre Schwester nennen – Doña Amelia María wie Ihre Großnichte oder Doña Melita?«, erkundigte ich mich.

»Wie Sie wollen. Es spielt keine Rolle. Lesen Sie das Tagebuch«, gab Doña Melita zurück. »Auf jeden Fall war unsere Familie wohlhabend und gebildet, Menschen, die wussten, was sich gehörte. Die Männer waren als Unternehmer und Industrielle tätig.«

»Das zu wissen ist wichtig, damit Sie alles im richtigen Zusammenhang sehen«, fügte Doña Laura ziemlich aufgeregt hinzu.

»Keine Sorge, das schaffe ich schon ...«

»Amelia ist Ende 1917 in einer Zeit großer geschichtlicher Umwälzungen zur Welt gekommen. Während in Russland gerade die Revolution stattgefunden hatte und in Europa der Erste Weltkrieg tobte, herrschte hier in Spanien König Alfons XIII. über ein geeinigtes Reich.«

»Ja, ich weiß, was 1917 war«, fiel ich Doña Laura ins Wort, da ich fürchtete, sie beabsichtige, mir eine Geschichtsvorlesung zu halten.

»Nicht so ungeduldig, junger Mann. Das Leben der Menschen gewinnt seinen Sinn nur im Zusammenhang und lässt sich auch nur aus ihm heraus erklären. Wenn Sie den nicht kennen, dürfte es Ihnen schwerfallen, etwas zu verstehen. Wie gesagt, sind Amelia und ich in den Jahren der Diktatur unter Primo de Rivera aufgewachsen, haben miterlebt, wie die Republikaner bei den Kommunalwahlen von 1931 siegten und Alfons XIII. nach Ausrufung der Republik ins Exil ging. Dann begannen die Wirren: der versuchte Staatsstreich von Sanjurjo, der auf eine Revolution abzielende Generalstreik von 1934 ...«

»Ich verstehe, dass Sie schwierige Zeiten durchlebt haben«, sagte ich im Versuch, dem Redeschwall der alten Dame Einhalt zu gebieten.

In diesem Augenblick trat die Großnichte Amelia María ein. Allmählich begann mir bei so vielen Amelias der Kopf zu schwirren. Sie sah mich kaum an, küsste ihre Tanten und fragte, wie sie den Tag verbracht hatten.

Nach einem Austausch von Gemeinplätzen, den ich mir schweigend anhörte, ließ sich die Großnichte dazu herab, das Wort an mich zu richten.

»Und wie geht es Ihnen?«

»Gut. Ich bin Ihren Tanten äußerst dankbar, weil sie sich bereit erklärt haben, mir zu helfen. Ich habe alle ihre Bedingungen akzeptiert«, gab ich nicht ohne Spott zurück.

»Wunderbar. Jetzt müssen sich die beiden aber ausruhen, wenn es Ihnen recht ist. Wie mir die Haushälterin sagt, sind Sie schon seit über zwei Stunden im Hause.«

Mich ärgerte die Art, wie sie mich einfach so abservierte. Da ich sie aber nicht noch mehr gegen mich aufbringen wollte, erhob ich mich gehorsam und verneigte mich zum Abschied vor den beiden alten Da-

men. Doña Melita übergab mir rasch noch zwei Bände in kirschrotem Leinen, die im Laufe der Zeit stark gelitten hatten.

»Das sind Amelias Tagebücher«, erklärte sie. »Gehen Sie sehr sorgsam damit um und kommen Sie zurück, sobald Sie sie gelesen haben.«

»Das werde ich tun und noch einmal vielen Dank.«

Zuhause angekommen, schaltete ich mein Mobiltelefon aus, um nicht gestört zu werden. Ich war begierig darauf zu sehen, was in den Tagebüchern meiner Urgroßmutter stand.

3

»Ich bin überglücklich! Meine Geburtstagsfeier war ein großer Erfolg. Niemand kann so gut Feiern ausrichten wie Mama, und außerdem hat sie mir mit diesem Tagebuch das beste Geschenk gemacht, das ich mir wünschen konnte. Von Papa habe ich einen Füllfederhalter bekommen und von meiner Schwester Antonietta ein Paar Handschuhe. Auch die Großeltern, Onkel, Tante und meine Freundinnen haben mir noch viele, viele Geschenke gemacht.

Großmutter Margot hat bei Papa erreicht, dass meine Schwester und ich einen Teil der Ferien bei ihr in Biarritz verbringen dürfen. Das ist einfach herrlich, vor allem, weil sie auch Laura eingeladen hat, die im Sommer ebenso gern in Biarritz ist wie ich. Auch wenn ich mich mit Antonietta gut vertrage, so sind Laura und ich ein Herz und eine Seele. Sie ist einfach meine Lieblingscousine ...

Sie sagt, was für ein Glück, dass wir eine französische Großmutter haben, aber ich glaube eher, dass das Glück darin besteht, eine Familie wie die unsere zu haben. Ich mag mir gar nicht vorstellen, wie es wäre, in einer anderen Familie zur Welt gekommen zu sein.

Jetzt bin ich müde. Es war ein anstrengender und bewegender Tag. Morgen mache ich weiter ...«

Es war so, wie man sich das Tagebuch einer halbwüchsigen höheren Tochter vorstellt. Offenbar war Amelias Vater, also mein Ururgroßvater, der als Geschäftsmann ganz Europa und Nordamerika bereiste, väterli-

cherseits baskischer und mütterlicherseits französischer Herkunft. Sein Bruder Armando, von Beruf Rechtsanwalt, war der Vater von Amelias Vetter Jesús und ihrer Cousinen Melita und Laura.

Um Amelia und ihre Schwester Antonietta kümmerte sich ein englisches Kindermädchen, doch die gute Fee in ihrem Leben schien ihre Amme Amaya gewesen zu sein, eine Baskin aus dem Gebiet nahe der französischen Grenze, für die beide große Zuneigung empfanden und die auch weiterhin im Dienst der Familie blieb.

Meine Urgroßmutter war eine fleißige Schülerin gewesen. Am meisten schienen ihr Malerei und Klavierspiel zugesagt zu haben, und sie hatte davon geträumt, auf dem einen oder anderen Gebiet eine berühmte Künstlerin zu werden.

Zwar war Antonietta nur zwei Jahre jünger als sie, doch in Amelias Augen schien das eine Ewigkeit zu sein, und so teilte sie ihre Jungmädchenheimnisse lieber ihrer Cousine Laura mit.

Wie es aussah, hatte der Vater darauf geachtet, dass beide Töchter fleißig lernten und eine gute Ausbildung bekamen. Sie besuchten die Klosterschule der Theresianerinnen, wo sie Französisch lernten. Amelia schien eine ausgeprägte Sprachbegabung besessen zu haben. Außerdem bekamen sie Klavierstunden.

Mein Urgroßvater muss wohl gelegentlich seine Familie mit auf Reisen ins Ausland genommen haben, denn Amelia berichtete in ihrem Tagebuch über ihre Eindrücke von München, Berlin, Rom und Paris. Aus jeder Zeile sprach eine unbändige Lust am Leben.

Offen gestanden fand ich das Tagebuch trotzdem bald langweilig. Das Alltagsleben, das sie darin schilderte, interessierte mich nicht die Spur, und abgesehen von der Erkenntnis, dass ihre Lieblingscousine Laura hieß und eine ihrer Großmütter Französin war, sah ich in dem Ganzen nur einen ermüdenden süßlichen Brei. Also schaltete ich mein Mobiltelefon wieder ein und rief eine gute Freundin an. Ich wollte mit ihr etwas trinken gehen und auf andere Gedanken kommen. Das zweite Tagebuch konnte bis zum nächsten Morgen warten.

»Ich habe Tuberkulose. Seit Tagen hüte ich das Bett, und der Arzt erlaubt nicht, dass mich jemand besucht. Heute Morgen war Laura hier, sie hat es

ausgenutzt, dass Papa auf Reisen in Deutschland ist und Mama stets um neun zur Messe geht. Sie hat mir ein Tagebuch mitgebracht, ganz genau wie das, das mir Mama zu meinem vierzehnten Geburtstag geschenkt hatte.

Auch wenn ich ihr sagen musste, dass sie sich auf keinen Fall meinem Bett nähern darf, hat mich ihr Besuch sehr gefreut. Laura ist für mich mehr als eine Cousine, eigentlich eher wie eine Schwester. Sie versteht mich viel besser als alle anderen, auch als Antonietta. Ihr Geschenk, dies Tagebuch hier, hat mich richtig gerührt. Sie hat mir gesagt, dass ich mich damit weniger langweilen und mir die Zeit schneller vergehen würde. Aber was hätte ich schon zu erzählen, wenn ich mich nicht von der Stelle rühren kann?

Der Arzt war hier, und ich muss sagen, es ärgert mich, dass er mich wie ein Kleinkind behandelt. Er hat gesagt, ich brauche weiter Ruhe und es wäre gut, wenn ich an die frische Luft käme. Mama hat beschlossen, mich zu meiner Amme Amaya aufs Land zu schicken. Erst wollten sie mich zu Großmutter Margot in Biarritz schicken, aber die hat schon seit längerem eine Erkältung, die nicht aufhören will, da kann sie sich nicht gut um eine Tuberkulose-Kranke kümmern. Außerdem hat Don Gabriel gesagt, dass die frische Luft in den Bergen besser für mich ist.

Mama bereitet jetzt alles für die Abreise ins Baskenland vor. Dort wird sich Amaya um mich kümmern, denn Mama muss hier bei Antonietta bleiben und darauf warten, dass Papa von seiner Reise zurückkehrt. Aber sie hat versprochen, mich von Zeit zu Zeit zu besuchen. Es ist mir lieber wegzugehen, als hier in diesem Zimmer eingesperrt zu sein. Wenn nicht Laura von Zeit zu Zeit käme, würde ich verrückt. Ich fürchte nur, dass ich sie anstecken könnte. Niemand weiß, dass sie zu mir kommt, nur Amaya, meine Amme, und die verrät mich nicht.

Amaya hat mir erlaubt aufzustehen. Sie findet, wenn ich glaube, dass ich das kann, ist es besser, nach draußen an die frische Luft zu gehen, so wie es Don Gabriel gesagt hat. Und frische Luft gibt es hier in den Bergen mehr als genug. Ihre Eltern sind schon ziemlich alt, und ich kann so gut wie nichts von dem verstehen, was sie sagen, weil sie die ganze Zeit Baskisch sprechen, aber Aitor, ihr ältester Sohn, bringt es mir bei. Papa sagt, dass ich für Sprachen begabt bin, und tatsächlich lerne ich ziemlich schnell.

Ich verstehe mich gut mit Aitor und habe mich auch mit seiner Schwester Edurne angefreundet, die genauso alt ist wie ich ... na ja, ein wenig jünger. Die beiden sind sehr verschieden, ganz wie Antonietta und ich. Amaya würde ihre Tochter Edurne gern mit nach Madrid nehmen, wo sie bei uns im Hause arbeiten soll. Ich habe ihr versprochen, mit Mama darüber zu reden. Edurne sagt nicht viel, lächelt aber immer freundlich und liest mir die Wünsche von den Augen ab.

Papa hat Aitor für eine Anstellung im Büro der baskischen Nationalpartei PNV in San Sebastián empfohlen. Dort verbringt er die ganze Woche. Er sagt, dass ihm die Arbeit gefällt. Er erledigt Botengänge, betreut Besucher und verrichtet ab und zu auch einfache Büroarbeiten wie beispielsweise Adressen auf Briefumschläge schreiben. Er ist drei Jahre älter als ich, behandelt mich aber nicht wie ein kleines Kind.

Amaya ist sehr stolz auf ihn. Die Arme hat kaum je bei ihren Angehörigen gelebt, denn sie ist gleich nach meiner Geburt zu uns ins Haus gekommen. Inzwischen begreife ich, wie schwer es für sie gewesen sein muss, statt ihrer eigenen Kinder mich und meine Schwester aufzuziehen. Wie sehr die ihr gefehlt haben müssen!

Wir sind nach San Sebastián gefahren, um von dort aus Großmutter Margot anzurufen. Es geht ihr etwas besser, und sie hat versprochen, mich besuchen zu kommen.

Es hat Aitor erstaunt, dass ich mit meiner Großmutter Französisch rede, aber das tun wir schon immer. Großmutter Margot spricht auch mit Papa Französisch, nur mit Mama spricht sie Spanisch, weil die sich mit Sprachen schwertut. Sie kann zwar ein bisschen Französisch, spricht es aber nur, wenn wir in Biarritz sind.

Ich habe mit Aitor eine Wanderung in die Berge gemacht. Seine Mutter hat ihm gesagt, ich darf mich nicht überanstrengen, aber ich fühle mich schon besser, und so habe ich ihn gedrängt, bis ganz nach oben zu steigen, weil man von da aus Frankreich sehen kann.

Ich denke an Großmutter Margot. Ich würde sie gern wiedersehen, bin aber noch nicht ganz gesund. Sobald es mir richtig gut geht, besuche ich sie in Biarritz, wo ihr Haus gleich am Meer steht.

Aitor weiß, wie man nach Frankreich kann, ohne kontrolliert zu wer-



Julia Navarro

Alles, was die Zeit vergisst

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 976 Seiten, 12,5 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-7341-0256-1

Blanvalet

Erscheinungstermin: Februar 2016

In einer Welt, die auseinanderbricht, folgt eine Frau ihrem Herzen.

Wer war die schöne Amelia Garayoa? Der Journalist Guillermo weiß nur, dass seine Urgroßmutter Anfang der 30er Jahre ihren Mann und ihren kleinen Sohn verließ und nie nach Madrid zurückkehrte. Als Guillermo einen mysteriösen Auftrag erhält, entdeckt er eine abenteuerliche Geschichte hinter Amelias Verschwinden: In der turbulenten Zeit vor dem Spanischen Bürgerkrieg verliebte sie sich in einen Revolutionär und folgte ihm in eine Zukunft voller Träume, Ideale und Gefahren. Sie überlebte den Terror Stalins, war Spionin im Deutschland des Zweiten Weltkriegs – und arbeitete dabei gegen den Mann, den sie liebte ...